

Überlegungen zu einem unklaren Begriff aus Anlaß des Endes der DDR«), der eine Lanze für einen wohlverstandenen »Kultur-Protestantismus« bricht, kein explizit kirchengeschichtliches Thema behandelt wird, liest man den Band auch vor diesem Interessenshintergrund mit großem Gewinn.

An erster Stelle ist hierbei der Aufsatz »Ein moderner Reaktionär? Adam Müller von Ernst Nolte zu nennen. Nipperdey hatte den zum Hofbauer-Kreis gehörenden Konvertiten Müller (1779–1829) noch ganz als romantisch-konservativen Theoretiker charakterisiert und dies aus naheliegenden Gründen: Müller protestierte gegen ein Verständnis des Staates als »Assekuranzanstalt« und propagierte stattdessen »organisches« Denken. Er stellte die lebendige Totalität des Gemeinwesens dem modernen Individualismus gegenüber, wie er sich in der Kapitalwirtschaft ausdrückte. Während Carl Schmitt Müller noch für einen verkappten Liberalen hielt, Golo Mann wiederum einen »echten Reaktionär« in ihm sah, betont nun Nolte, wie sehr Müller mit seiner Kritik an der »reinen Plusmacherei« schon auf Karl Marx vorausweist. Freilich steht Müller aber dessen abstrakt-universalen Anliegen fern: Die Notwendigkeit der partikulären Gebundenheit des Einzelnen im organischen Ganzen bleibt. Dennoch hält Müller dem »Liberalen System« seines Jahrhunderts (verkörpert in Adam Smith) die »moderne« »Sozialpflichtigkeit des Eigentums« entgegen. Die Komplexität der Anliegen des umstrittenen Adam Müller wird also deutlich. Nolte will an seinem Beispiel ganz allgemein festhalten, daß die »Moderne« keine fest eingrenzbar »Entität« darstellt; »Modernisierung« ist ein »Prozeß mit Selbst- und Wechselkritik« und deshalb gilt: »Auch als Reaktionär ist Adam Müller ein Moderner«. Die »Reaktion« bewahrte Alternativmöglichkeiten und sicherte so letztlich den realen »Fortschritt«. Man mag bemängeln, daß Nolte den Begriff der »Moderne« in seiner emphatischen Fassung aushöhlt; gerade im Blick auf den Themenkreis »Katholizismus und Moderne« tun sich aber Perspektiven auf: Auch hier stehen sich nicht einfach zwei Blöcke gegenüber. Der »reaktionäre« Ultramontanismus hat in seiner gesellschaftlichen Wirksamkeit vielfach »modernisierend« gewirkt, während »liberale« Katholiken politisch eingefleischte Konservative sein konnten (F. X. Kraus). Auch die innertheologischen »Modernisierungsprozesse« verlaufen ähnlich, wenn man bedenkt, daß der »reaktionäre« Protest der Möhlerianer gegen die »flachen« Anschauungen der Aufklärer vom Mittelalter letztlich der quellenmäßigen und kritischen Kirchengeschichtswissenschaft den Weg bahnte.

Einen anderen Blickwinkel als Nolte nimmt *Wolfgang Hardtwig* (»Der deutsche Weg in die Moderne. Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen als Grundproblem der deutschen Geschichte 1789–1871«) ein. Hardtwig deutet die »Zerklüftetheit« (Nipperdey) der Gesellschaft Deutschlands nach 1870/71 als Ausdruck der Ungleichzeitigkeit im Ablauf der Modernisierungsprozesse. Die nur »partielle Modernität« des Reiches, in dem vor allem in Preußen »die Einheit der Freiheit vorausleite«, stellte eine schwere Hypothek dar. In diesen Zusammenhang gehört für Hardtwig auch die konfessionelle Spaltung zwischen einem »modernitätsgeneigten« Protestantismus und einem »antimodern durchformten« Katholizismus. Hier möchte man freilich Zweifel anmelden: So sehr die konfessionelle Polemik die Zeit auch tatsächlich belastet haben mag, den einheitlich antimodernen deutschen Katholizismus gab es dennoch nicht. Mit Thomas Michael Looze muß man von (mindestens) zwei deutschen Katholizismen im 19. Jahrhundert ausgehen.

Zum Lesevergnügen machen den Band, der hier leider nicht mit jedem Beitrag vorgestellt werden kann, die Essays von *Fritz Stern* (»Deutschland um 1900 – und eine zweite Chance«) und *Michael Stürmer* (»Bürgerliche Fürsten«), der den »fürstlichen« Ursprung des »bürgerlichen« Biedermeier offenlegt. Obwohl das Äußere des Buches nicht dazu angetan ist – auch das Fehlen eines Registers ist zu beklagen –, wird man es gerne neben Nipperdeys »Deutsche Geschichte« stellen.

*Hubert Wolf*

Il Concilio Vaticano I: Diario di Vincenzo Tizzani (1869–1870), a cura di LAJOS PASZTOR (Päpste und Papsttum, Bd. 25). Stuttgart: Anton Hiersemann Verlag 1991/92. 2 Bde. XLV, 643 S. Geb. DM 440,-.

Wie kaum ein anderes kirchenhistorisches Ereignis erregt das Erste Vatikanische Konzil (1869/70) bis heute die Gemüter. Insbesondere die Dogmen vom universellen Jurisdiktionsprimat und der Infallibilität des Papstes, wie sie in der Konstitution »Pastor aeternus« vom 18. Juli 1870 definiert wurden, stehen im Mittelpunkt des Interesses. Dabei geht es in den Diskussionen und Kontroversen der letzten 120 Jahre im Grunde genommen immer wieder um dieselben Fragen, die – verkürzt formuliert – so lauten: Sind die Beschlüsse des Vatikanum I verbindlich? War das Konzil überhaupt ein freies und gültiges Konzil? Läßt sich die päpstliche Unfehlbarkeit aus Schrift und Tradition »beweisen«? Und war Pius IX. (1846–1878) –

dem nach der römischen Konzilsdoktrin Kardinal Bellarmins eine zentrale Rolle zukam, da ein Konzil nur dann ein gültiges ökumenisches Konzil sein könne, wenn es vom Papst rechtmäßig einberufen, geleitet und bestätigt worden ist – zur Zeit der Synode überhaupt voll »zurechnungsfähig«?

Beide Seiten, Minorität und Majorität, Unfehlbarkeitsgegner und -anhänger, versuchten seit der Vertagung des Vatikanum I »sine die« am 20. Oktober 1870 »Beweise« in Form von historisch aussagefähigen Quellen (Tagebuchaufzeichnungen und Autobiographien von Konzilsvätern, »offizielle« Akten etc.) für ihre Sichtweise vorzulegen. So publizierte etwa der Münchner Kirchenhistoriker Johann Friedrich, der Vertraute Döllingers und Konzilstheologe Kardinal Gustav Adolfs von Hohenlohe-Schillingsfürst, sein »Tagebuch, während des Vaticanischen Concils geführt, Nördlingen 1871, <sup>2</sup>1873«. Bald trat Friedrich, inzwischen exkommuniziert und altkatholisch geworden, mit einer dreibändigen »Geschichte des Vatikanischen Konzils, Nördlingen 1877–1887« an die Öffentlichkeit. Diese Arbeit wurde zum Standardwerk der antiinfallibilistischen Geschichtsschreibung, die wesentlichen Vorbehalte gegen das neue Dogma finden sich hier versammelt. Um diese Darstellung publizistisch besser bekämpfen zu können, wurde der Jesuit Theodor Granderath von der römischen Kurie mit einer »Gegendarstellung« beauftragt, die unter dem Titel »Geschichte des Vatikanischen Konzils von seiner ersten Ankündigung bis zu seiner Vertagung, 3 Bde., Freiburg i. Br. 1903/1906« erschien. Dabei konnte er als erster die offiziellen Konzilsakten im Vatikanischen Archiv benutzen, die er allerdings entsprechend seiner Prämisse recht selektiv auswertete. Der »Granderath« wurde zur klassischen Apologie des Unfehlbarkeitsdogmas.

Bei beiden Arbeiten handelt es sich um polemische Schriften, die nicht historisch-induktiv vorgehen, sondern von einem vorgegebenen dogmatischen Kriterium aus argumentieren. Diese Sicht konnte die Kirchengeschichtsschreibung als historisch-kritische und theologisch-relevante Wissenschaft nicht befriedigen. Deshalb ging es seit den dreißiger Jahren verstärkt darum, Selbstzeugnisse (Tagebücher, Autobiographien, Briefe etc.) von am Konzil unmittelbar beteiligten Personen zu erschließen und kritisch zu edieren. Neben den zahlreichen kleineren Arbeiten, die aufzuführen hier nicht der Raum ist, seien beispielhaft nur genannt: Cuthbert Butler, *The Vatican Council. The story told inside* in Bishop Ullathorne's Letters, 2 Bde., London 1930, und die von Klaus Schatz herausgegebenen Konzilstagebücher des Regensburger Bischofs und Vorkämpfers des Unfehlbarkeitsdogmas Ignatius von Senestrey (Frankfurt a. M. 1977) und des Zisterziensers Salesius Mayer, Peritus Kardinal Schwarzenbergs (Königstein/Ts. 1975).

Die bedeutendste Veröffentlichung der Gattung »Konzilstagebuch« dürfte jetzt allerdings mit dem »Diario Tizzani« vorliegen. Was Lajos Pasztor, der ausgewiesene Kenner der Kuriengeschichte des 19. Jahrhunderts, hier ausgezeichnet eingeleitet, präzise kommentiert und durch ein Personenregister erschlossen vorlegt, ist von einem Mann verfaßt, der schreiben kann und Humor hat – eine über weite Strecken geradezu spannende Lektüre. Der Lesegenuß macht gespannt auf den Verfasser. Vincenzo Tizzani (1809–1892) wurde 1843 Bischof von Terni, 1855 Titularerzbischof von Nisibis, 1889 Titularpatriarch von Antiochien. 1833–1872 dozierte er an der Gregoriana Kirchengeschichte und gehörte über drei Jahrzehnte der Congregatio Indicis an. Er galt als eigenständiger Kopf und gehörte auf dem Konzil weder zur Majorität noch zur Minorität. Als Historiker, der sich der Wahrheit verpflichtet wußte, und als Mann mit aufrechtem Charakter wollte er nach Konzilsende eine »objektive« Geschichte schreiben, wovon eine 14bändige Sammlung im Vatikanischen Archiv – aus diesem Bestand stammt auch das von Pasztor edierte Tagebuch, das den Zeitraum vom 2. Dezember 1869 bis 1. September 1870 umfaßt – beredtes Zeugnis ablegt. Er wurde jedoch von der Kurie an diesem Vorhaben gehindert.

Pasztor charakterisiert Tizzani als »offen, antikonformistisch, unabhängig, objektiv und ausgewogen in seinem Urteil, gewissenhaft, genau und umsichtig« (S. X). Dazu kommt ein dezidierter Antijesuitismus. Tizzani war während des Konzils bereits fast völlig erblindet, er beschreibt daher viele Vorgänge rein nach dem Gehör. Was er selbst nicht mitbekommt, läßt er sich erzählen. Minutiös, voll Farbe und Humor berichtet er die Vorgänge in der Konzilsaula oder amüsiert sich über das »esercizio ginnastico«, dem sich manche greise Bischöfe bei der Abstimmung durch Aufstehen und Hinsetzen unterziehen mußten (S. 377).

Seine theologische und kirchenpolitische Position läßt sich nach einer ersten vorsichtigen Analyse des Tagebuchs wie folgt umschreiben: Tizzani ist von der Würde des Bischofsamtes und der Selbständigkeit der bischöflichen Ortskirchen überzeugt. Er wehrt sich entschieden gegen die Marginalisierung der Bischöfe durch einen überzogenen päpstlichen Primat. Dieses *episkopale Selbstverständnis* durchzieht Tizzanis Diario wie ein roter Faden, es bildet den Dreh- und Angelpunkt für seine gesamte Argumentation. Alles, was die Würde der Bischöfe verletzt, ruft Tizzani auf den Plan: die oktroyierte Geschäftsordnung des

Konzils, die neue Sitzordnung (Tizzani zitiert den Ausruf eines Konzilsvaters: »Ma che siam noi fanciulli, cui si dà il posto nella scuola? Siam noi forse bestie feroci da esser costretti a non cambiar il posto assegnatoci?«, S. 33), die Selbstherrlichkeit des Papstes, dem die Bischöfe nach dem Munde reden müssen (vgl. die köstliche Schilderung von Tizzanis eigener Papstaudienz, S. 452–455) etc.

Neben der einfühlsamen Beschreibung der Atmosphäre in der Konzilsaula bringt Tizzani eine Charakteristik der einzelnen Konzilsväter, wobei seine ganze Sympathie den hochgebildeten deutschen und französischen Prälaten gehört, während er für die Spanier und Südamerikaner, die er als »päpstliches Stimmvieh« ansieht, wenig mehr übrig hat als Spott und Hohn. So notiert er zur Aussage eines Konzilsvaters, »Il papa è come il sole intorno cui gira l'universo, ove si veggono tutte le stelle stargli intorno per ricevere la luce dal sole«, im Stil des Parlamentsstenographen: »ridono alcuni per questo nuovo sistema astronomico!!« (S. 340). Der Rottenburger Bischof Carl Joseph von Hefele dahingegen wird als »uomo eruditissimo« (S. 243) gefeiert.

Diese wenigen Leseproben müssen in diesem Rahmen genügen. Tizzanis *Diario* ist für jeden, der sich mit dem Vatikanum I beschäftigt, ein Muß – dabei durchaus keine langweilige Aktenpublikation. August Bernhard Hasler hätte hier sicher weiteres Material für seine Thesen gefunden, wenn ihm der »Fondo Tizzani« seinerzeit zugänglich gewesen wäre. Ob allerdings dieses Tagebuch erneut die Diskussion so anregen wird wie Haslers Buch, ist zu bezweifeln: Einerseits schreckt die italienische Sprache manchen deutschen Leser ab, andererseits kann sich kaum einer die Bände zum Preis von 440,- DM leisten. Damit hätte Pius IX., der Tizzani die Publikation damals verbot, seine Intention doch noch erreicht. Vielleicht ist die Haltung, die Tizzani dieser Zensur gegenüber einnahm, auch heute noch hilfreich: »Credo il papa infallibile, come lo ha definito il concilio, ma non credo che la infallibilità di lui giunga persino ad impedire che si scrivano storie« (S. XIV).

Hubert Wolf

JUTTA OSINSKI: *Katholizismus und deutsche Literatur im 19. Jahrhundert*. Paderborn: Ferdinand Schöningh 1993. 448 S. Geb. DM 128,-.

Das Verhältnis der beiden Größen »Katholizismus« und »Literatur« wurde bis dato nur wenigen systematischen Untersuchungen unterzogen. Gewiß, die Rede von einem grundsätzlichen »katholischen Kulturdefizit« ist inzwischen zum Klischee geronnen. Auch finden sich Studien über den Höhepunkt der klassischen katholischen Literatur im ersten Teil des 20. Jahrhunderts, als der französische *renouveau catholique* auch in Deutschland so etwas wie eine Bewegung von explizit katholischer Literatur nach sich zog – man denke nur an die profiliertesten Vertreter Gertrud von le Fort und Reinhold Schneider. Daß sich umgekehrt vor allem mit Romano Guardini und Hans Urs von Balthasar auch katholische Theologen der systematischen Literaturbetrachtung widmeten, ist hingegen im interdisziplinären Gespräch genau so unzureichend erforscht wie der sogenannte »Verfall der christlichen Literatur« spätestens in den sechziger Jahren.

»Katholizismus« und »Literatur« verbindet also in unserem Jahrhundert ein bleibend spannungsreiches Verhältnis miteinander. Wie aber kommt es dazu? Was sind die historischen Vorbedingungen, die dieses Verhältnis im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert prägen? Diese Fragen bilden den Ausgangspunkt der vorliegenden Studie, die sich erstmals in aller Ausführlichkeit der Frage widmet, wie sich das Verhältnis von katholischer Kirche und Literatur im 19. Jahrhundert entwickelte. Gewiß, auch hier hat es kleinere Vorarbeiten gegeben, liegen Artikel und Beiträge vor, etwa von Seiten des renommierten katholischen Germanisten Wolfgang Frühwald, aber, so Osinski in ihrer Studie: Diese Untersuchungen stammen fast durchweg von katholischen Autoren die »pro domo« (S. 14) schreiben, also binnenkatholische Perspektiven vorantreiben. Im Gegensatz dazu stellt sich diese »möglichst neutrale Untersuchung« (S. 14) unter den Anspruch der Objektivität und versucht einen unvoreingenommenen Blick auf den Untersuchungsgegenstand.

Die gesamte Arbeit der Bonner Germanistin und Religionswissenschaftlerin erhebt zunächst »keinerlei Anspruch auf theologische und theologiegeschichtliche Argumentation« (S. 17), zeichnet sich vielmehr dadurch aus, daß sämtliche Phänomene in einen breiten profan- und kirchenhistorischen Kontext eingereiht werden. Verständlich werden die Entwicklungen und Einzelpersönlichkeiten nur im Rahmen des gesamtgesellschaftlichen Kontextes.

Historischer Ausgangspunkt der mehr an poetologischen Programmen denn an konkreten literarischen Werken interessierten Untersuchung ist der Zerfall der Einheit von Christentum und Kultur,